

Otto Weiß

Stationen meines Lebens

Drei biografische Skizzen



Für Philomena und Theodor

*Je bewusster wir uns mit all dem auseinandersetzen,
was unsere Eltern an Schwerem und Bedrückendem
mitgebracht haben, desto mehr nehmen wir ihm die
Macht in unserem eigenen Leben, und desto weniger
werden wir unseren Kindern davon weitergeben.*

Es wäre verkehrt, die in diesem Band vereinigten drei biografischen Skizzen einfach als Erinnerungen zu bezeichnen. Es sind „literarisch verfremdete“ Erinnerungen, hervorgegangen aus der Suche nach der Wahrheit hinter dem, was geschehen ist. So ist denn auch nicht alles, was erzählt wird, eins zu eins umsetzbar. Ereignisse und Orte sind nicht immer geographisch festzulegen und chronologisch einzuordnen. Personen werden zu Typen: – *Josef* in der ersten Skizze, der *Archivar* in der dritten. Vieles wurde nicht so formuliert und gesprochen, wie es hier wiedergegeben ist. Und doch ist es wahr.

Die hier vereinigten drei Skizzen sind zu verschiedener Zeit entstanden. Was sie verbindet, ist das Nachdenken über das Leben des Autors, der in den Skizzen den Namen Ludwig trägt. Entstanden sind sie in Brachzeiten zwischen wissenschaftlichen Arbeiten. Die dritte Skizze des Bandes, die von Rom und dem Archivar handelt, entstand um die Jahrtausendwende, als der Autor nach zwanzig Jahren mit dem Eintritt in den „Ruhestand“ die Stadt Rom verließ. Ein Lebensabschnitt ging

zu Ende. Es galt Bilanz zu ziehen. Die erste Skizze, die sich der Familie Ludwigs zuwendet, entstand zum großen Teil im Frühsommer 2012 fast zufällig bei einem späteren Romaufenthalt und wurde dann mit Hilfe längst vergessener Briefe ergänzt. Im Winter 2012 entstand die zweite Skizze. Zu Grunde lag eine wissenschaftliche Arbeit.

Von Lesern der Erzählungen ging die Bitte zur Veröffentlichung aus. Dem wird hiermit nachgekommen. Nicht verschwiegen werden soll, dass auch der Wunsch geäußert wurde, aus den drei Skizzen ein einziges Buch zu machen. Der Verfasser glaubt jedoch, dies würde einen Verlust bedeuten. Lassen wir lieber die Skizzen stehen, wie sie entstanden sind! Der „Fluchtpunkt“ bleibt derselbe, die Perspektiven ändern sich und dadurch wird die Erkenntnis der Wirklichkeit erweitert. Vor allem bleibt so der unterschiedliche Stil der einzelnen Skizzen erhalten, der dem jeweiligen Inhalt entspricht. So stand etwa für den Stil der zweiten Skizze, die zum Teil im 19. Jahrhundert spielt, der Stil von Erzählungen und Romanen dieses Jahrhunderts Pate.

Über den Inhalt der Skizzen braucht im Vorwort nichts berichtet zu werden. Nur so viel: es geht, wenn auch nicht nur, um das konkrete ganz andere Leben in der katholischen Kirche.

Wien, im März 2015

Der Verfasser

1. Geschichte einer Familie

Er war gewaltig, er war riesig, er ragte in den Himmel, die Haare hingen ihm ins Gesicht. Sein roter Bart flog im Wind. Er war ein Fremder, der „lange Ludwig“. Niemand wusste, woher er kam. Plötzlich war er da, der Zimmermann. Er zimmerte sich eine Hütte und einen Sarg. Seine zwei Meter passten nicht in die Särge der „Sargfabrik“. Sie fürchteten und achteten ihn, den Fremden, den es in ihr Dorf verschlagen hatte. Der Graf im Schloss hinter der großen Mauer ließ ihn gewähren, als er im Park „Bündelholz“ von den Bäumen sägte. Als die Revolution 1848 ins Dorf kam, wählten die leibeigenen Bauern, die freie Bauern werden wollten, ihn, den Habenichts, zu ihrem Sprecher. Der Graf wagte keinen Widerspruch.

Er war ein Einzelgänger, ein unheimlicher Sonderling. Doch auch er war einmal einer Frau begegnet, die er liebte, auf seine Art. Auch sie war von auswärts gekommen. Nur wenige im Dorf erinnerten sich noch an die dunkle, schwarzhaarige Schönheit, die bei der Geburt ihrer Tochter verblutete. Doch der lange Ludwig war nicht dazu geschaffen ein Kind aufzuziehen. Seine

Tochter, die Resi, gab er, als sie noch in der Wiege lag, für hart verdientes Geld zu einem Bauern in Pflege.

Da wuchs sie auf, geschlagen und geschändet. Anstatt zur Schule schickte man sie zur Arbeit aufs Feld. Als sie zwanzig war, wurde sie schwanger. Doch als ihr Kind auf die Welt kam, – ein Mädchen –, da verlöschte das Leben der Mutter. So gab es keinen, der zu sagen wusste, wer der Vater ihrer Tochter war. „Es war der Bauer“, sagten die Leute. Wer sollte es auch sonst gewesen sein als dieser feiste Ehrenmann, der zu den altingesessenen Fürsten des Dorfes zählte, die der Pfarrer von der Kanzel begrüßte: „O, ihr reichen Bauern, ihr gesegneten Bewohner diese Tales!“ Wer sollte es sonst gewesen sein als er, der sich immer wieder in die Kammer seiner Magd verkroch? Einer flüsterte es dem anderen zu. Doch sie waren nicht sicher. Sie wussten, dass die Resi Trost gesucht hatte bei vielen Männern, bei dem italienischen Hausierer, der ins Dorf kam, um Pfannen und Töpfe zu verkaufen, bei dem angesehenen Bürger, der aus der nahen Kleinstadt kam.

Der Bauer behielt das Kind in seiner Familie. Und alles wiederholte sich. Sogar der Name des Mädchens war der gleiche wie jener der Mutter, und so fiel es denen, die sich an sie erinnerten, später nicht leicht, Mutter und Tochter zu unterscheiden, wenn sie von der „Resi“ sprachen. Auch sie durfte nicht zur Schule gehen, hoch über dem Kuhstall hatten sie ihr ein Bett aus Stroh aufgeschüttet. Wie ein Tier musste sie arbeiten, schon als Kind, und es heißt, auch an ihr habe sich der fette Bauer und Ehrenmann vergriffen. Doch dass da noch etwas anderes war, zeigte sich, als sie zwanzig

wurde. Wenn sie sich am Dorfplatz im Tanz drehte und ihre langen tiefschwarzen Haare um ihr Gesicht wirbelten, da funkelte die Wildheit des Großvaters aus ihren dunklen Augen. Wo sie ging, ging mit ihr der Schatten des langen Ludwig, der Schatten des Riesen; oder war es der Schatten des „Italieners“, war es der Schatten des Kaufmanns aus der Stadt?

Dann lernte sie den Mann kennen, den sie liebte, den Stallknecht. Er stammte nicht aus dem Dorf. Er kam von weit her, vom großen See im Süden. Schlank war er und stark. Wenn sie sah, wie er die Milch aus den Eutern der Kühe presste, überkam sie ein wunderbares Gefühl. Und eines Tages drückte sie ihren Körper an den seinen, nicht so sehr wie eine Frau, sondern wie ein Kind, das auf der Suche nach einer verlorenen Heimat ist. Zu heiraten war den „Dienstmägden“ verboten. Aber wer konnte ihnen verbieten, sich gern zu haben und zärtlich zu sein? Das Eine nur wünschte sie sich vom Leben, einmal wenigstens wollte sie geliebt werden, mehr nicht. Auch sie wurde schwanger. Auch sie gebar eine Tochter.

Noch am Tag der Geburt ging der Bauer zum Pfarrer, berichtete ihm von dem Fehltritt seiner Magd und der Frucht ihrer Sünde. Der Pfarrer bestellte das Kind zur Taufe, am folgenden Tag. Die Bäuerin brachte das winzige Etwas in die leere Kirche. Nur einer war zur Taufe gekommen, ein uralter Riese, der mit seinem langen schlohweißen Haar und seinem zerfurchten Gesicht einem Baum glich, den die Blitze und Stürme in langen Jahren zerzaust, doch nicht umgeworfen hatten. Aufrecht stand er da. Unbeholfen und doch zärtlich nahm

er das Neugeborene auf seine Arme. Die Urenkelin, sollte sie wieder „Resi“ heißen?

„Nein“, sagte der Pfarrer – Schiller hieß er, der Fanatiker, der ehemalige Jesuit, der den Orden verlassen hatte, als der Preuße Bismarck seine Ordensbrüder aus Deutschland verjagte. „Nein“, sagte der Pfarrer nochmals, „Kinder der Sünde werden nach dem Heiligenkalender benannt, nach dem Heiligen des Tauftages!“ Im Kalender aber stand der Name „Rosalia“. Der Riese ließ es geschehen. Rosalia, das klang fast genauso wie Resi. Er hatte gehört, dass es so viel bedeutete wie „Kleine Rose“. Seine Tochter „Resi“, seine Enkelin, alle, die seinem harten Stamm entsprossen waren, so erkannte er, waren strahlende Rosen, und daher kam es wohl, dass das neugeborene Wesen schon bald „Röserl“ genannt wurde.

Fünf Jahre noch waren ihm vergönnt, während deren seine Enkelin Resi fast täglich mit dem „Röserl“ in seine enge Wohnung kam, fünf Jahre verspäteten Glücks, Jahre der Hoffnung. „Opa“, nannte ihn das Röserl. Nun bereute er, dass er in jenem kalten Winter, als die Eisblumen am Fenster die Sicht ins Freie versperrt hatten, sein selbstgezimmertes kleines Haus eingetauscht hatte gegen hundert Bündel „Bündelholz“. Vielleicht hätte ja die Resi mit ihrem Kind bei ihm wohnen können.

Das neue Jahrhundert brach an. Der Riese war müde geworden. Er fühlte, dass seine Zeit abgelaufen war. Noch einmal, bevor er starb, besuchte ihn seine Enkelin mit ihrem Kind. Wieder einmal war sie schwanger. Sie wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Auch der

Vater des zweiten Kindes, das sie erwartete, ein junger Müllergeselle, hatte sie sitzen lassen. Der Riese blickte seine Enkelin lange an. Was würde aus ihr werden? Es war gut, dass er es nicht wusste. Was sollte sie auch anfangen, die Magd, die weder lesen noch schreiben konnte? Zwanzig Lebensjahre sollten ihr noch vergönnt sein, zwanzig Jahre harter Arbeit. Aus der ausgelassenen Wilden sollte eine bleiche Frau werden, deren Herz nicht mehr mitmachen würde. Bei all den Männern, die sie begehrte, würde sie nicht die Heimat finden, die sie suchte. Eines allerdings würde ihr gelingen: sich zu befreien aus den Zwängen des Dorfes und in die große Stadt zu ziehen. Doch wie so viele, die in ein neues Leben aufbrachen, würde sie enttäuscht werden. Arbeit bei der „Städtischen Straßenbahn“ würde sie finden, Tag für Tag, bei Regen und Schnee, würde sie in ihrer Uniform, einem langen schwarzen Rock, schon früh morgens auf der Straße stehen und den Schmutz aus den Schienen kratzen. Sie würde bei einem Mann wohnen, der jeden Abend betrunken nach Hause kommen, die Möbel zertrümmern, sie anbrüllen, sie verprügeln würde. Sie würde todkrank im Bett liegen. Er würde hereinkommen, würde brüllen. Sie würde, sterbensschwach, nicht antworten. Er würde ihr die Zähne einschlagen. Dann würde sie sterben ...

Doch all das erlebte der Riese nicht mehr. An seinem Grab stand seine Enkelin mit dem „Röserl“.

Der Bauer duldete die Kinder nicht länger im Haus. Sie würden ihn arm fressen, sagte er. Eines nach dem anderen musste die Resi weggeben, zuerst die Rosl, wie man sie jetzt nannte, dann die Walburga, die „Wally“.

So kam es, dass die Rosl, kaum fünf Jahre alt, in einen anderen Bauernhof gegeben wurde, um zu arbeiten. Sie wurde „Gänsemagd“. Um die Gänse und Enten musste sie sich kümmern, barfuß, mit einer kleinen Rute in der Hand, am nahen Weiher, am Bach, der am Hof vorbeifloss. Am Abend musste sie die Tiere nach Hause bringen. Da blieb ihr oft nichts anderes übrig, als selbst in den Bach zu springen und sie heim zu scheuchen. Todmüde sank sie in ihr Bett, einen alten Strohsack auf dem Dachboden. An die Ratten, die sie weckten, hatte sie sich bald gewöhnt.

Sie magerte ab, sie wurde krank. Mehrere Wochen lag sie mit zehn anderen kranken Kindern in einem von einem Dorfarzt eingerichteten Saal. Doch dann folgten die schönsten Monate ihrer Kindheit. Ihre Mutter, die Resi, hatte einen Freund gefunden, der den Arzt be-